

Mark Bowden

KILLING OSAMA

Der geheime
Krieg des
Barack Obama

Mark Bowden
**KILLING
OSAMA**

Der geheime
Krieg des
Barack Obama

berlin
VERLAG 

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.berlinverlag.de

Für Clara und Audrey

Übersetzung aus dem Amerikanischen von André Mumot
Vollständige E-Book-Ausgabe der im Berlin Verlag erschienenen Buchausgabe
1. Auflage 2012

ISBN 978-3-8270-7636-6

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *The Finish. The Killing of Osama bin Laden* bei
Atlantic Monthly Press, New York

© 2012 Mark Bowden

Für die deutsche Ausgabe

© 2012 Bloomsbury Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Datenkonvertierung: Greiner & Reichel, Köln

Zusammenschlüsse von Menschen erhalten ihren Sinn nur durch ein einziges, in erster Linie angestrebtes Ziel – nämlich den Menschen das Recht auf eine unterschiedliche, individuelle, jedem Einzelnen angemessene Daseinsform zu erkämpfen, das Recht, individuell zu fühlen, zu denken und die Erde zu bewohnen.

Um sich dieses Recht zu erkämpfen, es zu behalten oder auszuweiten – dafür schließen sich die Menschen zusammen. Doch dann entsteht sofort wieder das schreckliche, aber mächtige Vorurteil, dass in solchen Zusammenschlüssen im Namen einer Rasse, Gottes, einer Partei oder eines Staates der Sinn des Lebens zu sehen sei, nicht aber ein Mittel zur Erreichung eines Zwecks. Nein, nein, nein! Der Mensch, seine bescheidene Individualität und sein Recht auf diese Individualität geben dem Kampf ums Leben den einzigen, wahrhaften und ewig gültigen Sinn.

Wassili Grossman: *Leben und Schicksal*^{*}

Die Bewegung zeichnet sich aus durch Spontaneität, einen elementaren, dynamischen Expansionsdrang und – Kurzlebigkeit. Die Struktur durch Passivität, Widerstandskraft und eine erstaunliche, beinahe instinktive Fähigkeit zu überleben.

Ryszard Kapuściński: *Schah-in-schah*^{**}

^{*} Wassili Grossman, *Leben und Schicksal*, übers. von Madeleine von Ballestrem u. a., Berlin 2007, S. 274

^{**} Ryszard Kapuściński, *Schah-in-schah. Eine Reportage über die Mechanismen der Macht und die Entstehung des iranischen Fundamentalismus*, übers. von Martin Pollack, Frankfurt am Main 2007, S.

Prolog 2007–2008

Es war in einer Herbstnacht des Jahres 2007, als eine Einheit des U. S. Joint Special Operations Command (JSOC) im westlichen Irak zu einer ihrer regelmäßigen Überraschungsangriffe auf mutmaßliche al-Qaida-Terroristen aufbrach. In diesem Fall hatten die Soldaten einen regionalen Anführer ins Visier genommen, der sich selbst »Muthanna« nannte. Unerwartet stießen sie auf eine wahre Goldgrube.

In einem anderen Krieg und zu einer anderen Zeit hätte es sich bei so einer Goldgrube vielleicht um ein großes Lager wertvoller Waffen oder um eine Sammlung von Landkarten mit dem Vermerk feindlicher Truppenbewegungen und -positionen gehandelt. Die Krieger des 21. Jahrhunderts aber hatten etwas entdeckt, das ebenso wertvoll war: Papiere und Unterlagen.

Jahrhundertlang war »Feuer und Bewegung« die zentrale Taktik des Infanteriekriegs gewesen. Ein Offizier konnte eine überlegene Streitmacht durch geschickte Truppenverschiebungen und effektiv eingesetzte Geschütze besiegen. Derartige Fähigkeiten sind auf dem konventionellen Schlachtfeld noch immer von essentieller Bedeutung, aber die Kämpfe, die heute ausgefochten werden, laufen nur noch selten auf das Manövrieren von Bodentruppen hinaus. »Informationsbeschaffung und Geheimdienstarbeit sind Feuer und Bewegung des 21. Jahrhunderts«, sagt Lieutenant General Michael Flynn, der heute den US-Verteidigungsnachrichtendienst leitet.

Muthanna kam bei dem Angriff ums Leben. Aus den Unterlagen, die bei ihm aufgefunden wurden, ging eindeutig hervor, dass er dafür verantwortlich gewesen war, ausländische al-Qaida-Kämpfer und potentielle Selbstmordattentäter über die nahegelegene Grenze von Syrien in den Irak zu schleusen. Dort litten amerikanische und irakische Streitkräfte ebenso

wie die irakische Zivilbevölkerung in zunehmendem Maße unter den Anschlägen, zahllose Menschen waren durch sie ums Leben gekommen. Was die Angreifer bei ihm fanden, war eine Zusammenstellung von Namen, Fotos und Reiseunterlagen, von Abrechnungen über Telefonkarten, Kleidung, Fahrzeugen, Benzin, Überweisungen sowie viele weitere Dokumente, die detailliert Aufschluss über etwa fünfhundert derzeit aktive al-Qaida-Rekruten gaben. So ziemlich jeder Mudschahed, der in den vergangenen Jahren über Syrien in den Irak gelangt war, tauchte hier auf.

Die bei der Stürmung von Sindschar aufgefundenen Dokumente zeigten eindrucklich, was so ein Fund in der Praxis bedeutet. Er spielte eine wesentliche Rolle bei der Entmachtung der gesamten al-Qaida im Irak. In den sechs Jahren nach den Anschlägen vom 11. September hatten das amerikanische Militär und die amerikanischen Geheimdienste mit ihrer enormen Spannbreite kleinerer und größerer, bekannter wie inoffizieller Abteilungen gemeinsam ein nie da gewesenes Verfahren erarbeitet, um verdeckt agierende terroristische Netzwerke zu zerschlagen. Die Fähigkeiten der Spezialeinsatzkräfte der JSOC wurden dabei mit Hochleistungscomputern, spezieller Software und hochprofessionell arbeitenden CIA-Auswertern verbunden, so dass es schließlich möglich wurde, noch die winzigsten Informationen in aufschlussreiche Daten zu verwandeln, ganz gleich, ob es sich um Hinweise und Dokumente aus menschlichen Spionagenetzwerken handelte oder um Mitschriften von Gefangenenverhören, um Protokolle elektronischer Überwachung von Mobiltelefonen und Rechnern oder um die Bilder und sensorischen Informationen, die von den Drohnen eingefangen wurden, die Tage, Wochen, Monate oder sogar Jahre lang unauffällig über ihren Zielen kreisten. So war eine enorme Datenbank aus Fragmenten entstanden, von denen scheinbar nur wenige etwas miteinander zu tun hatten. Doch die Rechner konnten Verbindungen aufdecken, die früher zwangsläufig im Verborgenen geblieben wären – ein Bankkonto etwa, das sich ein Hisbollah-Führer mit einem al-Qaida-Mitglied teilt, eine Adresse in Nadschaf, die von zwei bekannten Selbstmordattentätern zu zwei verschiedenen Zeitpunkten aufgesucht wurde, der Schnappschuss aus der Brieftasche eines getöteten

amerikanischen Soldaten, der sich auf der Festplatte eines mutmaßlichen terroristischen Zahlmeisters findet. Der Computer verknüpft in Windeseile Daten, die sonst als beliebig und unzusammenhängend angesehen worden wären, und macht aus ihnen ergiebige Spuren. Netze werden erkannt, geheime Verbindungen scheinen auf. Und sind solche Verbindungen erst einmal aufgedeckt, wissen auch die Spezialeinsatzkräfte, wo und gegen wen sie als Nächstes zuschlagen werden.

Im Fall der Sindschar-Erstürmung unternahm JSOC-Kommandeur Stanley McChrystal den überraschenden Schritt, das gesamte gewonnene Material freizugeben und es dem Combating Terrorism Center von West Point zu übergeben, so dass sich Auswerter der verschiedensten Disziplinen daran abarbeiten konnten. Was sie zu Tage förderten, ließ die Propagandabehauptung platzen, al-Qaida stelle im Irak eine lokale Widerstandsbewegung dar. Damit war es in der Tat nicht weit her. Die in den Sindschar-Unterlagen erwähnten Rekruten stammten vielmehr aus Libyen, Marokko, Syrien, Algerien, dem Oman, dem Jemen, aus Tunesien, Ägypten, Jordanien, Saudi Arabien, Belgien, Frankreich und England. Nachdem sie die aufgefundenen finanziellen Transaktionen nachvollzogen hatten, konnten die Agenten des amerikanischen Departments of the Treasury die gesamte in Syrien stationierte al-Qaida-Führung in Iraks Schleuser-Netzwerk identifizieren, das von einem Mann geleitet wurde, der sich Abu Ghadiya nannte. Sein richtiger Name lautete Badran Turki Hashim al-Mazidih.

Bereits ein gutes Jahr nach der Sindschar-Erstürmung war die komplette Führung des in Syrien ansässigen al-Qaida-Unterstützungsnetzwerkes zerschlagen. Bei einem einzigen Angriff in Syrien im Oktober 2008 wurden Abu Ghadiya, einer seiner Brüder und zwei Cousins – allesamt Mitglieder der obersten Führungsriege – getötet. Die Datenbank machte es dem JSOC außerdem möglich, einen Plan auszuarbeiten, wie sämtliche ausländische Rekruten im Irak, die sich noch nicht in Selbstmordattentaten geopfert hatten, aufzuspüren, gefangen zu nehmen oder zu töten waren.

Bis Ende 2008 war, dem US-Verteidigungsministerium zufolge, die Zahl der Gewalttaten im Irak um achtzig Prozent zurückgegangen. Dieser

eindeutige Trend hat sich seit dem Rückzug amerikanischer Streitkräfte aus dem Land im Jahr 2011 fortgesetzt und steht heute auf einem niedrigeren Wert als je zuvor seit der amerikanischen Invasion von 2003.

Es gibt verschiedene Gründe für diese bemerkenswerte Wende. Der Aufstieg der Sunniten von 2008 brachte viele irakische Rebellen dazu, sich gegen al-Qaida zu wenden – was zumindest teilweise auf die Datenanalyse der Sindschar-Dokumente zurückzuführen war. Sie war im Sommer 2008 veröffentlicht worden und zeigte den Irakern, dass sich al-Qaida vor allem aus ausländischen Mitgliedern zusammensetzte. Ein großer Teil des Erfolges muss aber wohl auch der einschneidenden Strategieverschiebung zugesprochen werden, die von General David Petraeus im selben Zeitraum zur Bekämpfung der Aufständischen umgesetzt wurde. Sie beinhaltete vor allem, den Druck auf die »unversöhnlichen« Elemente zu erhöhen. Oder wie Petraeus es ausdrückte: »Ich lege mich abends lieber ins Bett, wenn ich mehr Freunde und weniger Feinde habe als am Morgen.«

Um in einem Krieg als Sieger hervorzugehen, werden oft völlig neue Taktiken, Methoden und Instrumente gebraucht. So ließen auch die Anschläge des 11. September 2001 eine altbewährte Grundüberzeugung der nationalen Verteidigungsdoktrin fragwürdig erscheinen. Osama Bin Laden und seine extremistische Bewegung stellten eine neue Art von Bedrohung dar, ein globales Netzwerk finanziell gut ausgestatteter, intelligenter Selbstmordattentäter ohne feste Adresse. Das riesige Waffenarsenal des Landes, seine Lagerhallen voll nuklearer Sprengkörper, seine Luftstreitkräfte, die Macht von Army und Navy, ebenso die bürokratische Struktur globaler Überwachung, Spionage und nachrichtendienstlicher Auswertung waren hauptsächlich auf *Abschreckung* möglicher Angriffe angelegt. Wer schließlich würde einen Angriff wagen, wenn die Reaktion zügig, unaufhaltsam und tödlich ausfallen würde?

Aber was, wenn die Attacke aus dem Nichts kam?

Das war das Problem, das der 11. September gezeigt hatte. Die Lösung lautete am Ende: Information. Den Feind aufzuspüren, war seit jeher eine der Grundherausforderungen des Krieges gewesen. Al-Qaida erhöhte lediglich den Schwierigkeitsgrad. Die Mitglieder lebten und arbeiteten über

die ganze Welt verstreut und nutzten globale Kommunikationsmittel. Doch wie sollte, angesichts der Komplexität und Internationalität der Verbindungen, dieser Feind jemals aufgespürt werden?

Der Fund von Sindschar und die darauf folgenden Zugriffe waren die Antwort. Sechs Jahre nach den Anschlägen vom 11. September gab es für die Vereinigten Staaten, die bis zum Hals in zwei Kriegen steckten und immer noch vom Bild eines trotzig in Freiheit herumlaufenden Osama Bin Laden heimgesucht wurden, einen starken Trost.

Sie hatten herausgefunden, wie sie zurückschlagen konnten.

Eine Definition des Bösen

11. September 2001

Es war kurz vor acht Uhr an einem strahlend sonnigen Morgen, als Barack Obama den Lake Shore Drive in Chicago hinauffuhr und die Musik im Radio von einer Eilmeldung unterbrochen wurde. In New York City war ein Flugzeug in einen der Türme des World Trade Centers gestürzt. Barack Obama dachte sich nicht viel dabei. Er nahm an, dass irgendein bedauernswerter Cessna-Pilot einen Totalaussetzer gehabt hatte.

Obama war auf dem Weg zur Arbeit in den Downtown-Bezirk The Loop. Üblicherweise dauerte der Weg vom Haus des Illinois-State-Senators in Hyde Park gerade einmal fünfzehn Minuten. Zu seiner Rechten erstreckte sich der flache Ausläufer des Lake Michigan, und voraus zu seiner Linken erhob sich der Horizont, durchbrochen vom schwarzen Monolithen des Sears Towers, dessen Antennen wie Stacheln aufragten.

Obama wollte zum Thompson Center, dem siebzehnstöckigen Regierungsgebäude, das mit seiner monumentalen, glänzenden Fassade aus geschwungenem, spiegelndem Glas wie ein gerade gelandetes Raumschiff aussieht. Der Ort wirkte beeindruckend, aber die Arbeit, die ihn dort erwartete, war reine Routine: eine Anhörung des Gemeinschaftsausschusses über neue Verwaltungsrichtlinien. Der Terminplan des Senators des Staates Illinois für diesen Tag versprach Stunden voller bürokratischer Details – Regeländerungen für neununddreißig verschiedene Behörden, Programme, Kommissionen und Abteilungen.

Obama repräsentierte den 13. Distrikt am nördlichen Rand der Southside. Doch er ging zu diesem Zeitpunkt noch zwei weiteren Tätigkeiten nach. Zum einen arbeitete er als Anwalt für eine prominente Kanzlei in Chicago und zum anderen als Universitätsdozent für Verfassungsrecht an der Chicago University's Law School. Er war ein

halbwegs prominenter Mann in seiner Wahlheimat Chicago, und man betrachtete ihn als vielversprechenden jungen Politiker. Trotzdem schien seine Karriere in einer Sackgasse festzustecken. Er hatte zwei Jahre zuvor als Kandidat für den Kongress eine saftige Niederlage hinnehmen müssen und war mit einem Stimmverhältnis von zwei zu eins gescheitert. Seine intellektuelle Stärke war offensichtlich, bedachte man seinen Jura-Abschluss aus Harvard und die Tatsache, dass er als erster Afroamerikaner zum Präsidenten der angesehenen juristischen Zeitschrift *Harvard Law Review* gewählt worden war. Akademische Lorbeeren dieser Art zahlen sich in der Politik großer Städte nur aus, wenn sie sich mit einer Schicht von authentischem Straßenstaub überziehen lassen. Obama fehlte das, er sah aus wie ein Jura-Professor und hörte sich auch so an. Worüber er durchaus verfügte, war »Coolness«, ein Attribut, das die Menschen im Positiven wie im Negativen auf ihn anwandten. Er war cool, weil er Stil hatte und eine enorme Präsenz besaß; er war groß und schlank, selbstsicher und charmant. Aber er war auch auf eine andere Art cool. Oft machte er einen distanzierten Eindruck, schien unnahbar, sogar herablassend. Einen Monat zuvor war er vierzig geworden, zu alt, um noch als Nachwuchswunder durchzugehen. Der schwarze Jeep Cherokee, den er fuhr, war der Wagen eines Familienvaters. Er und seine Frau Michelle hatten zwei Töchter, Sasha, die noch ein Säugling war, und die dreijährige Malia.

Er parkte und stieg in einen der exponierten Aufzüge im Inneren des weiträumigen Thompson-Center-Atriums. Später saß er in seinem Stuhl und hörte einem Zeugen beim Verlesen einer Aussage zu, als plötzlich in jeder Ecke des Raumes die Mobiltelefone anfangen zu klingeln. Obama warf einen Blick hinunter auf seinen Blackberry und stellte fest, dass sich dort bereits die Nachrichten überschlugen. Ein Murmeln übertönte rasch die Aussage. Der Zeuge fuhr fort, aber bald achtete niemand mehr auf ihn. Die Nachrichten aus New York drangen von Tausenden Punkten gleichzeitig in den Raum. Der zweite Turm war getroffen worden. Bei beiden Flugzeugen handelte es sich um Passagiermaschinen. Die Türme standen in Flammen. Das war kein Unfall. Das war ein Anschlag.

In diesem Moment wurde das Thompson Center evakuiert, und Obama verließ zusammen mit allen anderen das Gebäude. Draußen auf dem Bürgersteig, wo er mit Tausenden anderen Chicagoern stand, die aus den großen Gebäuden der Umgebung evakuiert worden waren, wandte sich sein Blick unwillkürlich hinauf zum Sears Tower. Plötzlich erschien der Wolkenkratzer, das Wahrzeichen Chicagos, in einem anderen Licht. Er war nicht mehr nur Symbol für die Identität der Stadt. Jetzt richtete er sich wie eine gigantische Zielscheibe zum Himmel auf.

In Sarasota fragte sich Michael Morell, ob das nächste Flugzeug wohl auf ihn herabstürzen würde. Der CIA-Beamte war an diesem Morgen Teil der Präsidenten-Entourage, und der Besuch sorgte in der Stadt im Westen Floridas für große Schlagzeilen. Jeder, der Bush ins Visier nehmen wollte, würde ganz genau wissen, wo der Präsident zu finden war.

Morell hatte auf dem Rücksitz eines Vans in der Fahrzeugkolonne des Präsidenten gesessen, als das erste Flugzeug eingeschlagen war. Sie rauschten gerade auf der Longboat Key den Gulf of Mexico Drive hinunter, als Ari Fleischer, Bushs Pressesprecher, einen Anruf entgegennahm und sich ihm zuwandte.

»Michael, wissen wir irgendwas über ein Flugzeug, das ins World Trade Center gestürzt ist?«

Als direkter Verbindungsmann zur CIA war Morell derjenige, an den man sich wandte, wenn sich irgendetwas Aufregendes ereignete und man Hintergründe erfahren wollte. Das Flugzeug war in den Turm geflogen, während sie unterwegs gewesen waren, dementsprechend hatte er nichts gehört. Er glaubte, es müsse sich um eine kleine Maschine handeln, die bei schlechtem Wetter die Orientierung verloren hatte, oder etwas in der Art, dennoch rief er das Hauptquartier in Langley, Virginia, an. Das CIA Operations Center teilte ihm mit, dass sich ein Absturz ereignet habe, dass es sich bei dem Gebäude um den Nordturm handele und dass es kein kleines, sondern ein Passagierflugzeug gewesen sei.

Der altgediente CIA-Beamte war wie üblich an diesem Tag schon vor dem Morgengrauen aufgestanden und hatte sich im Hotelzimmer auf seine reguläre Sitzung mit dem Präsidenten vorbereitet. Jeden Morgen um acht Uhr lieferte Morell das PDB, das President's Daily Briefing, eine Zusammenfassung der neuesten Geheimdienstberichte aus aller Welt. Er hatte schon am gestrigen Nachmittag auf dem Weg nach Florida mit in der Air Force One gesessen – zum Auftakt einer einwöchigen Tour durch das ganze Land, bei der Bushs Bildungsinitiativen beworben werden sollten. Als Erstes hatten sie in Jacksonville für eine Diskussion am runden Tisch Station gemacht und waren dann weiter Richtung Süden nach Sarasota gefahren, wo sie die Nacht im »Colony Beach and Tennis Resort« verbracht hatten, auf der vorgelagerten Insel, die parallel zum Küstenstreifen der Stadt verläuft.

Morells Anwesenheit hatte jedoch nichts mit dem Bildungsthema dieser Woche zu tun. Wie der Militäroffizier, der den »Football« des Präsidenten bei sich trug, das Codegerät, mit dem sich ein nuklearer Angriff autorisieren lässt, wick auch der CIA-Verbindungsmann dem Präsidenten nicht von der Seite. Amerika hatte seit Pearl Harbor keinen nennenswerten Direktangriff mehr erlebt, und so betrafen die morgendlichen Besprechungen für gewöhnlich abstraktere Dinge – »Nationale Sicherheitsbedenken«, wie es gewöhnlich hieß. Terrordrohungen gab es immer, aber auch das Briefing an diesem Morgen hatte nichts Konkretes oder Bedeutsames enthalten.

Bush neigte nicht dazu, geschriebene Berichte durchzugehen. Er bevorzugte es, wenn Morell schlicht die »Highlights« zusammenfasste. Anschließend las er sich die relevantesten Teile noch einmal durch und stellte Fragen. Für Morell wurde diese morgendliche halbe Stunde so zu einer Art täglichem Rapport. Dem Präsidenten machte es Spaß. Später nannte er diese Gewohnheit »einen der faszinierendsten Teile meines Arbeitstages«. Es war eine aufregende Tätigkeit, die Morell hier ausübte, wenn auch eine unsichtbare. Morell ist ein zierlich wirkender, präzise arbeitender Mann mit Brille und ordentlich gekämmtem, sandbraunem Haar, jemand, der auf den ersten Blick einen recht durchschnittlichen Eindruck macht. Sein Anzug ist oft knitttrig, und zumeist schlendert er locker daher wie eine Privatperson. Zusammen mit seiner Blässe ließ ihn

das im Vergleich zu der kernigen Sicherheitsmannschaft des Präsidenten und der Phalanx von rotgesichtigen Militärberatern geradezu fragil erscheinen. Im Gespräch zeigt sich Morell höchst eindringlich. Er spricht mit scharfem Ohio-Akzent, und wenn ihn eine Idee packt, scheint er sich, die Stirn gerunzelt und das Kinn vorgereckt, mit seinem ganzen Körper darauf zu stürzen. Die meiste Zeit seiner Geheimdienst-Karriere bei der CIA war er Asien-Spezialist gewesen.

Als der Präsident an diesem Morgen mit ihm zusammentraf, hatte sich Bush bereits einige Minuten Zeit genommen, um in seiner Bibel zu lesen, war im Dunkeln um den Golfplatz des »Colony« gejoggt, hatte sich angezogen und gefrühstückt. Das Briefing dieses Morgens hatte hauptsächlich China betroffen. Das Protokoll ist noch immer unter Verschluss, aber Monate zuvor war eine U. S. Navy EP-3, ein propellerbetriebenes Spionageflugzeug, vor der Insel Hainan mit einem chinesischen Kampffjet kollidiert, wobei der chinesische Pilot ums Leben gekommen war und sich eine kleine internationale Krise entsponnen hatte – die erste in Bushs Präsidentschaft. Morell hatte auch aktuelle Geheimdienstinformationen aus Russland, die ebenfalls noch Verschlussache sind. Im Nachklang des Spionage-Skandals um Robert Hansen hatten beide Länder gerade erst gegenseitig ihre Diplomaten ausgewiesen. Dann legte Morell Neuigkeiten über den anhaltenden Aufstand der Palästinenser vor, eine zunehmend gewalttätige Krise, die auch im Mittelpunkt der weltweiten Nachrichten stand. Ein Punkt auf der Tagesordnung veranlasste den Präsidenten sogar, seine nationale Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice anzurufen, die im Weißen Haus geblieben war. Später erinnerte sich aber niemand mehr, worum es bei dem Gespräch gegangen war. Im Lichte dessen, was noch kommen sollte – alle vier unglückseligen Passagiermaschinen befanden sich zu diesem Zeitpunkt bereits in der Luft –, würden diese Tagesordnungspunkte bald unbedeutend erscheinen.

Als das Briefing erledigt war, brach Bush zu seinem planmäßigen Besuch der Emma E. Booker Elementary School auf, wo er um neun Uhr vor einer Vielzahl von Fernsehkameras und Reportern eine zweite Klasse besuchen

sollte. Die Gruppe mit dem Präsidenten befand sich bereits in der Schule, als die Nachricht von der zweiten Maschine eintraf. Morell wartete zusammen mit den anderen Mitarbeitern im Klassenzimmer nebenan. Dort stand ein Fernseher, der bald die ersten Bilder des Zusammenstoßes mit dem Südturm zeigte. Beide Türme standen nun in Flammen.

Andrew Card, Bushs Stabschef, ging nach nebenan, um dem Präsidenten die Nachricht ins Ohr zu flüstern. Der saß vor den Schülern auf einem Stuhl und hörte dabei zu, wie sie ihm aus einem Buch über einen zahmen Ziegenbock vorlasen.

»Ein zweites Flugzeug ist in den zweiten Turm eingeschlagen«, sagte Card. »Amerika wird angegriffen.«

Die Kameras fingen den erstaunten Blick auf dem Gesicht des Präsidenten ein. Manche machten sich später darüber lustig, aber welcher Gesichtsausdruck ist angemessen bei derartigen Nachrichten? Bush entschied sich, Ruhe zu bewahren. Er blieb vor den Schülern sitzen, bis sie mit ihrer Geschichte fertig waren, aber seine Haltung hatte sich dramatisch verändert. Er war fröhlich gewesen, hatte großen Spaß an der Vorstellung der Kinder gezeigt. Nun blickte er ernst, und seine Gedanken waren offenkundig anderswo. Als die Geschichte zu Ende war, machte er den Kindern noch einige Komplimente und begab sich dann sofort in den benachbarten Klassenraum. Auf dem Fernseher waren in Zeitlupe Bilder der United-Airlines-Maschine 175 zu sehen, wie sie zielgenau in den Südturm einschlug und in einem Feuerball aufging. Fleischer beriet sich mit dem Präsidenten, der sich hastig handschriftliche Notizen machte, bevor er in den überfüllten Klassenraum zurückkehrte, um sich erneut den Kameras und Reportern zu stellen.

»Meine Damen und Herren, dies ist ein schwieriger Moment für Amerika«, begann er.

Flugzeuge stürzten vom Himmel, weil Selbstmordattentäter sie entführt hatten und auf bedeutende öffentliche Bauwerke zusteuerten. Niemand wusste, wie viele solcher Flugzeuge unterwegs waren. Morell hielt es für nötig, Bush unverzüglich wegzubringen. Er wandte sich gerade einem Agenten des Secret Service zu, als er bemerkte, dass die Mitglieder der

Sicherheitsmannschaft ihm bereits einen Schritt voraus waren. Sie wiesen Bush den Weg aus dem Gebäude und auf die Fahrzeugkolonne zu. Kaum war die kurze Ansprache des Präsidenten beendet, brachen sie auch schon zum Flughafen auf.

Die schlechten Nachrichten rissen nicht ab. Der American-Airlines-Flug 77 stürzte ins Pentagon, als die Eskorte des Präsidenten gerade die Route 41 in nördlicher Richtung hinunterraste. Plötzlich schien jedes große Gebäude, jedes bedeutende Denkmal, jedes amerikanische Wahrzeichen in Gefahr. Wo würde der nächste Aufprall stattfinden? Kein Szenario schien in der Alarmstimmung jener ersten Stunden zu fantastisch. Doch gleichzeitig mit der Angst brachten die Angriffe einen elementaren Selbsterhaltungstrieb zu Tage. Nur einundsiebzig Minuten nachdem der Nordturm getroffen worden war, schlossen sich die Passagiere an Bord des United-Airlines-Fluges 93 zusammen, Hunderte Kilometer westlich von New York und hoch über Pennsylvania, und griffen die Männer an, die ihre Maschine entführt hatten. Sie stürzte auf einem Feld östlich von Pittsburgh in Shanksville ab.

Die Reaktion auf die Anschläge folgte unmittelbar und betraf die gesamten Vereinigten Staaten. Das Militär rief seine Soldaten zusammen und sicherte seine Stützpunkte. Flughäfen wurden geschlossen, Straßen gesperrt, Gebäude evakuiert.

Als Obama in Chicago klar wurde, dass vorläufig niemand ins Thompson Center zurückkehren würde, begab er sich zu seinem Wagen und fuhr auf direktem Weg zu seinem Anwaltsbüro. Die Kanzlei Davis, Miner, Barnhill und Galland war in einem Backstein-Townhouse untergebracht. Im Keller verfügte sie über einen kleinen Konferenzraum mit Fernsehapparat. Hier hatte sich das gesamte Büro versammelt, um zuzusehen, wie die Tragödie ihren Lauf nahm. Zusammen mit Millionen von Menschen auf der ganzen Welt sahen sie, wie Männer und Frauen in den oberen Stockwerken der Türme festsaßen, wie sie sich an den Fensterbrettern zusammendrängten und verzweifelt Hilfe herbeiwinkten, die sie nicht erreichen konnte, und wie

manche von ihnen in den Tod sprangen. Obama sah mit den anderen, wie die Türme einstürzten, und stellte sich vor, wie Tausende Menschen in der Falle saßen. Und sie sahen den Rauch und die Flammen aus der zerstörten Wand des Pentagon aufsteigen.

In San Diego, wo es noch immer sehr früh am Morgen war, verfolgte auch Bill McRaven all das von einem Krankenbett bei sich zu Hause aus. Sogar flach auf dem Rücken ausgestreckt, legte der Navy SEAL Captain eine entschieden militärische Haltung an den Tag. Sein hochgewachsener Körper war schlank und muskulös. Der militärische Kurzhaarschnitt betonte trotzig seine abstehenden Ohren, und auch der leicht vorstehende Kiefer schien seine Willenskraft hervorzuheben ... In letzter Zeit hatte Captain McRaven nicht viel getan, außer sich vom Krankenbett in den Rollstuhl zu wuchten und wieder zurück. Es war eine demütigende Einschränkung für einen derart physischen Menschen. Er war an seiner Highschool in San Antonio, Texas, ein Star-Läufer gewesen und anschließend zum Militär gegangen. Wie jeder in der Special-Operations-Eliteeinheit, hatte er sich mental wie körperlich stets verausgabt – was sich bei den meisten Menschen irgendwann rächt: Zwei Monate zuvor hatte er einen verheerenden Unfall beim Fallschirmspringen gehabt, war aus 10 000 Fuß Höhe abgestürzt und mit dem offenen Schirm eines anderen Fallschirmspringers zusammengestoßen. In wildem Schlingerkurs und nur noch halb bei Bewusstsein, hatte er es geschafft, die Reißleine zu ziehen, und so sein Leben gerettet. Da sich aber eines seiner Beine in den Schnüren des Fallschirms verfangen hatte und das andere in den Tragegurten, hatte ihn die Kraft des sich öffnenden Schirms in der Körpermitte beinahe auseinandergerissen, seine Hüfte und seinen Rücken gebrochen. In Zukunft würden also keine wagemutigen Missionen auf ihn warten, und selbst wenn er es schaffte, aus dem Rollstuhl herauszukommen, würde sein Körper immer von Metallplatten und Nägeln zusammengehalten werden.

McRaven war dem Krankenhaus entkommen, indem er das Krankenbett ins eigene Haus hatte transportieren lassen. Von hier aus verfolgte er an diesem Morgen im Fernsehen, wie sich die Anschläge abspielten. Er war nicht verbittert. McRaven akzeptierte den harten Zuschnitt seines Berufs. Er sah es so: Wenn er tatsächlich gut genug gewesen wäre, um sich mit einem SEAL-Team in freiem Fall in den Kampf zu stürzen, hätte er niemals diesen Unfall gehabt. Nun war er ausgemustert worden. Es kümmerte ihn nicht, dass ihm die Chance genommen worden war, in der Hierarchie aufzusteigen. Wenn es ihm um den Rang gegangen wäre, hätte er sich ohnehin niemals einem SEAL-Team angeschlossen. Es war in der Army dasselbe wie bei der Navy: Special Operations bedeuteten Einsätze mit kleinem Team und nicht den Weg zum Kommandostab, bei dem man Verantwortung für immer mehr Männer übernahm. Die regulären Streitkräfte betrachteten die »irregulars«, also die Sondereinsatzkommandos, dementsprechend als ... nun, eben irregulär. Diesen Weg schlug man ein, weil man aus Flugzeugen springen und irgendetwas in die Luft sprengen und sich vielleicht auf einer besonderen Mission unter Beweis stellen wollte, selbst wenn sich das Land offiziell nicht im Krieg befand. McRaven war fünfundvierzig Jahre alt und hatte zuletzt als Commodore der Naval Special Warfare Group in Coronado Dienst getan. Jetzt war klar, dass kein besserer Job mehr auf ihn wartete. Was er vermissen würde, war die »action«.

McRaven hatte im persischen Golfkrieg gekämpft und seit er erwachsen war pausenlos für die herausfordernden Einsätze trainiert. Man konnte nicht voraussehen, wie genau die Vereinigten Staaten auf die Anschläge reagieren würden, aber es stand zweifelsfrei fest, dass sich das Land nun im Kriegszustand befand und dass der Krieg an ihm vorbeiziehen würde.

Wer immer dafür verantwortlich war, vermutlich handelte es sich nicht um einen Staat. Wahrscheinlich steckte eine kleine Gruppe wild entschlossener Fanatiker dahinter, die aus einer Vielzahl von kaum aufzuspürenden und schwer zugänglichen Stützpunkten heraus agierte. Ein Krieg bringt immer neue Herausforderungen mit sich. Eine Nation, die von einer unbekanntem Bedrohung zum Handeln gezwungen wird, muss sich

erst einspielen, muss Strategien und Taktiken finden, um die Oberhand zu gewinnen. Das würde Zeit kosten – in diesem Fall den größten Teil des Jahrzehnts –, aber McRaven war in einer Position, in der er absehen konnte, worauf all das hinauslaufen würde. Er hatte eine Studie über Sondereinsatzkommandos verfasst, und während in der Fernsehberichterstattung allmählich die ersten Andeutungen auftauchten, war er sich bereits sicher, dass dies das Werk einer kleinen terroristischen Vereinigung namens al-Qaida war. Männer wie McRaven hatten weitaus mehr über al-Qaida gehört als die meisten Bürger der USA. Wenn es nicht diese Gruppe gewesen war, dann eine ähnliche. Aber wie sollte man gegen eine heimliche, staatenlose Organisation kämpfen, die Angriffe aus dem Hinterhalt plante? Man ging mit den Mitteln der Geheimdienste und mit eigens ausgebildeten Einheiten wie seinen SEALs zu Werke, mit Männern, die auf der ganzen Welt schnell und präzise zuschlagen konnten. Er sah es ganz deutlich. Seine Staffel würde ohne ihn in den Kampf ziehen.

Aber McRaven war klarer als den meisten anderen, dass dieser Krieg Zeit kosten würde. Und mit der Zeit würde er wieder gesund werden. Mit der Zeit würde sich möglicherweise ein Weg finden, auf dem er sich an die Front zurückkämpfen konnte.

In Washington beobachtete Michèle Fournoy, wie der Rauch vom Pentagon aufstieg und über den Potomac zog. Viele ihrer Freunde arbeiteten im Pentagon.

Die vierzigjährige Harvard- und Oxford-Absolventin war eine einflussreiche Theoretikerin in Sicherheitskreisen und eine der wenigen Frauen in Washington, die sich beruflich der nationalen Sicherheit widmeten. Jedem, der sie kannte, war klar, dass die nächste höherrangige Position im Pentagon für sie nur eine Frage der Zeit war – momentan jedoch ging es ihr wie vielen anderen, die ihren Job bei der Regierung dem Aufstieg der einen oder anderen politischen Partei verdankten. Ihr Hintergrund als Chefplanerin im Pentagon während der Clinton-Jahre

machte sie zu einer der vielen politischen Experten, die sich während der republikanischen Administration im Weißen Haus im politischen Exil befanden.

Michèle Flournoy war dafür bekannt, dass sie sich für einen international orientierten und pragmatischen Verteidigungskurs aussprach, der mehr auf Partnerschaft und Pragmatismus als auf Ideologie beruhte. Präsident Bush dagegen hatte viele Posten im Verteidigungsressort seiner Regierung mit Mitarbeitern besetzt, die dazu neigten, die amerikanische Militärmacht unilateral zu nutzen, die also durchaus internationale Partner suchten, aber nicht von ihnen eingeschränkt werden wollten. In Friedenszeiten waren derartige philosophische Differenzen hauptsächlich für Fachleute von Interesse und wurden lediglich in einschlägigen Foren durchgespielt, die sich mit militärischen Strategien befassten. An diesem Morgen hatte Michèle Flournoy noch dem National Public Radio ein Interview über einige der Initiativen gegeben, die Verteidigungsminister Donald Rumsfeld plante. Sie arbeitete für das Center for Strategic and International Studies (CSIS), einer von Demokraten wie Republikanern getragenen Denkfabrik, und lehrte als Professorin an der National Defense University, wo sie das Pentagon dabei unterstützte, seine alle vier Jahre erscheinende *Defense Review* vorzubereiten, eine weitgefaste Untersuchung der Verteidigungsplanung der USA. Als die Flugzeuge auf ihre Ziele trafen, befand sich Michèle Flournoy in einem Gebäude auf der dem Weißen Haus gegenüberliegenden Straße und nahm an einem Briefing über Grundsatzfragen der internationalen Sicherheitspolitik teil.

Sämtliche Gebäude der Umgebung wurden evakuiert. Als sie auf der Pennsylvania Avenue stand und die ominöse Rauchsäule betrachtete, die von der anderen Seite des Flusses aufstieg, begriff sie, dass alles, was sie bei ihrem Briefing diskutiert hatte, mit einem Mal nur noch akademische Bedeutung besaß, als wenn jemand mit einem Schwamm die Tafel komplett freigewischt hätte. Amerikas Verteidigungsprioritäten waren mit radikaler Gewalt auf null gestellt worden.

Michèle Flournoy ging ein paar Straßen bis zu den CSIS-Büros, rief zu Hause an, um sich nach ihren Kindern zu erkundigen, und versuchte dann,

telefonisch zu ihren Freunden im Pentagon durchzukommen – ohne Erfolg. Also nahm sie einige Anrufe von Kollegen und Journalisten entgegen, einschließlich des Radioreporters, mit dem sie erst einige Stunden zuvor gesprochen hatte. Auch sie teilte immer stärker den Verdacht, dass die Angriffe das Werk von al-Qaida waren. Doch zu diesem Zeitpunkt war dies nicht mehr als eine Hypothese.

Thomas Donilon, ein weiterer Demokrat im politischen Exil, befand sich ebenfalls im Zentrum von Washington und unterzog sich seinem jährlichen Gesundheits-Check-up in einer Suite in der M Street. Er war sechsvierzig, ein Alter, in dem Jahre des langen Sitzens hinter dem Schreibtisch so langsam ihren Tribut fordern, vor allem bei einem schweren Mann wie ihm. Als Anwalt mit langer Berufsverbindung zur Regierung war er dafür bekannt, für drei zu arbeiten, und seine mächtige Statur bezeugte dies. Selbst in der Welthauptstadt der Workaholics wurde er als Ausnahmeerscheinung angesehen. Donilon war 1977 der jüngste Berater im Mitarbeiterstamm von Präsident Jimmy Carter gewesen und hatte während der Clinton-Administration als Stabschef gearbeitet. Dem Clinton-Wahlkampf hatte er sich 1992 angeschlossen und bei den Vorbereitungen auf die Debatten als Double des damaligen Präsidenten George Bush und des anderen Bewerbers Ross Perrot gedient. Stundenlange Vorbereitungen hatten ihn mit der besten argumentativen Munition versorgt. Er war beharrlich, unerschütterlich freundlich, aber hart. Er besaß die Angewohnheit, beim Sprechen seine Zähne zu zeigen, die untere wie die obere Reihe, so dass er seine Worte durchzukauen schien. Clinton hatte sich vor einer wichtigen Debatte gern mit ihm ins verbale Duell begeben. Nun, da die republikanische Regierung noch kein Jahr im Amt war, gewöhnte er sich langsam an das Leben als Ausgemusterter und nutzte seinen Jura-Abschluss und seine Insider-Erfahrungen in der Regierung als Lobbyist für die Hypothekenbank Fannie Mae.

Als sein Arzt mit ihm fertig war, fuhr er seinen Wagen aus der Tiefgarage des Gebäudes und mitten hinein in ein veritables Verkehrschaos. Die Bürogebäude im gesamten Distrikt hatten sich geleert. Es sah aus, als hätte sich die gesamte Regierungsbelegschaft auf den Nachhauseweg gemacht. Donilon versuchte, seine Frau anzurufen, aber das Mobilfunknetz war derartig überlastet, dass sein Anruf nicht durchkam. Er stellte das Radio an und hörte entsetzt die Nachrichten, während er sich im Schneckentempo seinen Weg in nordöstlicher Richtung nach Hause bahnte. Die Fahrt dauerte lang. Als er ankam, war auch seine Frau bereits von der Arbeit zurück, sie hatte ihre Tochter vorzeitig aus der Bethesda-Vorschule abgeholt. Sie stellten den Fernseher an und sahen, wie der Rest des Landes, zu.

Michael Vickers befand sich nur ein paar Blocks entfernt in seinem eigenen kleinen Think-Tank-Büro, im Center for Strategic and Budgetary Assessments. Er hatte das Büro nach seinem Ausstieg beim Geheimdienst und seiner militärischen Arbeit gegründet. Als CIA-Officer hatte er zwanzig Jahre zuvor dabei geholfen, jene geheime US-Mission auf die Beine zu stellen, die eine lose verknüpfte Gruppierung von Stammesführern und islamischen Extremisten in ihrem Kampf gegen die sowjetischen Besatzer in Afghanistan unterstützen sollte – ein Unternehmen, das als umfangreichste verdeckte Mission in der Geschichte der CIA galt. Der frühere Offizier der Army Special Forces war in seiner Welt eine echte Legende. Er galt als Experte für den Nahen Osten, pflegte umfangreiche Kontakte in der Region und hatte eine Geheimdienst- und Special-Operations-Karriere vorzuweisen, mit der er sich als hochgradig prädestiniert für diesen neuen Krieg herausstellen sollte. Schon am nächsten Tag trat er wieder als Berater im Pentagon seinen Dienst an, einberufen von Rumsfeld, um zu klären, wie die Vereinigten Staaten reagieren sollten.

In Bosnien hielt sich Brigadegeneral David Petraeus am frühen Abend in einem Hauptquartier auf, als die Nachrichten eintrafen. Der schmale und drahtige Mann, der wegen eines Unfalls mit dem Fallschirm vor einigen Jahren leicht hinkte, saß zusammen mit einer Gruppe internationaler Offiziere zusammen und schaute zu, wie die Türme einstürzten. Ihm wurde klar, dass sich seine Mission und die eines jeden amerikanischen Soldaten nun ändern würden. Sein Verdacht fiel sofort auf al-Qaida und ihren Gründer, einen Mann namens Osama Bin Laden.

Das war keine aus der Luft gegriffene Vermutung. Petraeus war von 1997 bis 1999 Executive Officer bei den Vereinigten Stabschefs im Pentagon gewesen – genau in der Phase, als die Clinton-Regierung wiederholt darüber debattiert hatte, ob und wie man den radikalislamischen Anführer verfolgen sollte. Damals war entschieden worden, Cruise Missiles auf sämtliche al-Qaida-Stützpunkte im Sudan und in Afghanistan abzufeuern, eine kraftmeierische Geste, mit der nicht viel erreicht worden war. Bin Laden ließ sich nicht fangen. Nun würde die Reaktion noch sehr viel massiver ausfallen – sie würde die Welt verändern. Zu Petraeus' Aufgaben in Bosnien gehörte das Kommando über eine verdeckte Taskforce, die sich aus Elite-Repräsentanten aller Dienstbereiche zusammensetzte. Die Männer stöberten flüchtige serbische und kroatische Kriegsverbrecher auf, nahmen sie ins Visier, sammelten Informationen, um dann rasch den Zugriff durchzuführen, häufig vom Hubschrauber aus und mitten in der Nacht.

Bevor Petraeus an diesem Abend aufbrach, um zu seinem eigenen Stützpunkt zurückzufliegen, dachte er bereits darüber nach, die Mission seiner Taskforce umzustellen.

In New York beobachtete der Student Ben Rhodes von Brooklyn aus, wie die Tragödie ihren Lauf nahm. Er arbeitete zu dieser Zeit an seinem Masterabschluss im kreativen Schreiben an der New York University, engagierte sich aber auch in der Lokalpolitik und war an diesem Tag dazu verdonnert worden, für die City-Council-Kandidatin Diana Reyna

Flugblätter zu verteilen – es war Wahltag in New York. Rhodes hatte es in die politische Arbeit verschlagen, nachdem er sich auf seiner Privatschule immer wieder mit Quasi-Sozialisten angelegt hatte und später, an der Rice University, mit Republikanern und ihrer Texas-Mentalität. Er fürchtete, politisches Nichtstun würde bedeuten, das Feld den Dogmatikern zu überlassen. Und so stand er nun im Hafengebiet Williamsburg und drückte den Leuten Flugblätter in die Hand.

Die Flammen und der Rauch vom Nordturm waren mehr als ein Schock. Rhodes nahm an, es müsse sich ein schlimmer Unfall ereignet haben. Siebzehn Minuten später sah er auf der anderen Seite des East Rivers einen hellen Lichtblitz hoch oben am Südturm, und dann standen beide Zwillingstürme lichterloh in Flammen: riesige Kerzen, von denen aus zwei große schwarze Fahnen über die Skyline von Manhattan zogen. Er traute seinen Augen nicht. Das Funkgerät eines Polizisten in seiner Nähe rief schrill nach allen Einsatzkräften, überall brachen die Sirenen los. Rhodes drehte sich um und sah, wie sich der Brooklyn Queens Expressway hinter ihm mit Krankenwagen füllte und die Polizeiwagen nach Norden auf die Brooklyn Bridge und hinüber nach Manhattan rasten.

Die Flammen und die Rauchfahnen wurden nicht schwächer, und die Bedeutung dieses Ereignisses ließ sich nur schwer erfassen. Rhodes blickte immer noch über den Fluss, als der Südturm einstürzte. Kein Laut drang von dort zu ihm hinüber. Kein Dröhnen, kein Aufschlag. Der Wolkenkratzer fiel einfach in sich zusammen, knickte ein, als wäre er genau zu diesem Zweck gebaut worden, und verschwand in einer gigantischen, sich weiß aufbauschenden Wolke aus Schutt und Staub.

Rhodes begann zu laufen. Es schien klar, dass auch der Nordturm zum Einsturz verurteilt war, und er wollte das nicht mit ansehen. Die Zwillingstürme waren Wahrzeichen seiner Kindheit in New York. Nichts gab es in seiner dreiundzwanzigjährigen Welt, was so schwer wog wie das gerade Gesehene. Rhodes bewunderte Ernest Hemingway – als junger Student hatte er jahrelang eine Taschenbuchausgabe von *Fiesta* bei sich getragen. Hemingway war im tiefsten Herzen davon überzeugt gewesen, dass man schlimmen Wahrheiten direkt ins Auge sehen musste. Rhodes, der

sich selbst als zukünftigen Romanautor gesehen hatte, kehrte an diesem Tag der Fiktion den Rücken. Was immer er gerade zu Gesicht bekommen hatte – es war etwas, dem man sich stellen musste. Wie bei vielen Amerikanern, die Zeuge dieses Ereignisses geworden waren, sollte sein Leben nie wieder dasselbe sein.

Präsident Bush befand sich in der Luft, als die Türme einstürzten. Zusammen mit seinem engsten Kreis saß er in der Mitarbeiterkabine im vorderen Bereich der Air Force One, wo sich ein lokales Fernsehsignal empfangen ließ. Allerdings kam und ging es. Bush empfand es als beunruhigend, dass er im Flugzeug keinen Satellitenempfang hatte – ein Umstand, den er später korrigieren würde. Ein Kommentator sagte, die Demokratische Front für die Befreiung Palästinas habe die Verantwortung für die Anschläge übernommen.

Für Morell ergab das keinen Sinn. Bei dieser Organisation handelte es sich um eine alte Splittergruppierung der Palästinensischen Befreiungsorganisation, und sie war so gut wie bedeutungslos.

»Was wissen wir über diese Gruppierung?«, fragte ihn Bush.

»Sie verfügen nicht über die Kapazitäten, um einen derartigen Angriff auszuführen«, antwortete Morell.

Innerhalb von Minuten wurde die Nachricht zurückgezogen.

Das Einsetzen der Kriegsvorkehrungen war bemerkenswert gewesen. Als die Fahrzeugkolonne am Sarasota-Brandenton International Airport angekommen war, hatten bereits Secret-Service-Mitarbeiter mit Maschinengewehren die Air Force One umringt. Niemand hatte jemals zuvor einen derartigen Anschlag erlebt, und so wusste auch niemand, was als Nächstes zu erwarten war, wer dahintersteckte und welche Ausmaße der Angriff noch annehmen würde. Dementsprechend stand alles und jeder unter Verdacht. Bevor die Reisedelegation des Präsidenten die Stufen zur Maschine erklimmte, überprüften die Agenten jedes einzelne Gepäckstück,

einschließlich die von Card und Morell, sogar die des Militäroffiziers, der die Nuklear-Codes bei sich trug.

Als Morell das Flugzeug betrat, fragte er einen der Agenten: »Wohin fliegen wir?«

»Wir werden einfach in der Gegend herumfliegen«, lautete die Antwort.

Wenn plötzlich Flugzeuge vom Himmel stürzten, war der sicherste Platz für den Präsidenten wohl tatsächlich ... über den Wolken.

Sie flogen zur Barksdale Air Force Base in Louisiana, um die Maschine aufzutanken und Vorräte an Bord zu holen. Die Rollbahn war von Bombern gesäumt. Ständig trafen Berichte neuerlicher Anschläge ein: Bomben, weitere als Waffe benutzte Flugzeuge, eine Drohung gegen die Air Force One, ein Bericht über einen Anschlag, der sich gegen Bushs Ranch in Crawford, Texas, gerichtet habe. Alle diese Meldungen sollten sich als falsch herausstellen, aber in Anbetracht der Tatsache, wie waghalsig und entsetzlich die bereits bekannten Angriffe waren, klang jeder neue Alarm plausibel.

Als der Präsident das Flugzeug verließ, um eine Botschaft an das amerikanische Volk aufzuzeichnen, blieb Morell zusammen mit einem Großteil der Mitarbeiter an seinem Platz zurück. Die Crew lud hastig Wasser und Nahrungsmittel ein, denn niemand war sicher, wie lange der Präsident noch umherfliegen würde. Als ein Militärmitarbeiter mit einer Passagierliste den Gang entlangkam und einzelne Personen aufrief, fragte ihn der CIA-Beamte, was da vor sich ginge.

»Wir ziehen hier einige Leute aus der Maschine ab«, sagte er.

»Was ist mit mir?«, fragte Morell.

»Andy Card sagt, Sie bleiben.«

Sie starteten mit leichterer Beladung in Richtung der Strategic Air Command Base in Omaha, Nebraska. Als sie sich wieder in der Luft befanden, wurde Morell ein weiteres Mal in Bushs Kabine bestellt.

»Wer, glauben Sie, hat das getan?«, fragte ihn der Präsident.

Morell hatte mit Langley telefoniert, aber bis jetzt war noch niemand in der Lage gewesen, ihm eine definitive Antwort zu geben.